

Gedichte und Erlebtes.

Von Suevo-Rhenanus (Stuttgart).

1. Toteninsel.

O Ziel der Sehnsucht — du, des Vergessens Land!
Wie lädst du freundlich mich in dein dämmernd Reich,
Vom heil'gen Meere sanft umflossen,
Bergend im Schoße das Urgeheimnis.

Willkommen sei mir, tröstliches Eiland du!
Ich grüße freudig jeglichen Übergang,
Der den zermürbten Sinnen Ruhe,
Frieden verheißt dem gequälten Herzen.

Wer hier sich bettet, dem wird zum Schlummerlied
Der ersten Gipfel zärtlicher Flüsterhauch;
Vor allen Stürmen wohlgeborgen,
Nimmer des sehrenden Leids gedenkt er.

O Port der Stille, öffne mir Müdem dich
Und laß mich schlafen lange und fest und tief.
Ach, löse mich von Daseins Banden,
Laß mich auf ewig erloschen bleiben.



2. Gleichnis.

Ernst erhebt sich und schön auf dem Friedhof das marmorne Grabmal,
Einem Genius gleich, der den Entschlafnen beschirmt.
Sinnend steh' ich davor; die ewig verschlossenen Rätsel,
Leben und Leiden und Tod, engen mir bange die Brust.
Aber nun weckt mich Geräusch: ich blicke hinauf an dem Marmor,
Sehe ein Sperlingsnest hoch auf dem Haupte des Gotts.
Hungrig schreien die Jungen; die Alten eilen geschäftig,
Bringen willkommenen Fraß, füttern die gierige Brut.
So auch treibt's der Philister. Vom schweren Geheimnis des Daseins
Allseits schaurig umstellt, geht seiner Nahrung er nach.
Ewig hat euch die Erde, wie sie seid beide ihr ewig,
Spatz und Philister; ihr löst praktisch das größte Problem.



3. Vom „nichtsnutzigen“ Schopenhauer.

Erfahrungen eines Unzünftigen.

I. Tirocinium philosophicum.

Ich zählte etwa vierzehn Jahre und befand mich seit einiger Zeit in Rektor Hahns privater Erziehungsanstalt, wo mich, den früh Verwaisten, ein redlicher Vormund untergebracht hatte. Von diesem Aufenthalt wäre manches zu sagen; ich beschränke mich darauf, mitzuteilen, wie ich dort zur Philosophie und zu Schopenhauer geführt worden bin.

Der Rektor hatte die löbliche Gewohnheit, auf Spaziergängen seine Zöglinge in die Anfangsgründe der Logik, der Psychologie und sogar der Erkenntnistheorie einzuführen. An der Mehrzahl seiner jugendlichen Zuhörer, die durchschnittlich etwas älter waren als ich, liefen diese gutgemeinten, aber, wie mir hinterher scheinen will, wohl etwas verfehlten Übungen wirkungslos ab, wie das Wasser am Gefieder der Ente. Andere aber hatten doch einigen Gewinn von ihnen. Wenn sie auch noch keine klaren Begriffe davotrugen, so wurden doch Aufmerksamkeit und Interesse geweckt für das von dem übrigen Schulbetrieb so verschiedene Gebiet philosophischer Betrachtungsweise; ein bescheidener Grund wurde gelegt, der nicht ganz untauglich war, um künftighin je nach Anlage und Neigung des einzelnen auf ihm weiterzubauen.

Auf mich machte, wie ich mich noch deutlich erinnere, das erste Bekanntwerden mit der Idealität von Raum und Zeit, sowie mit der Unterscheidung der Erscheinung vom Ding an sich tiefen Eindruck. Ich war damals wenig geneigt, mich mitzuteilen, und machte deshalb nicht viel Worte von dem, was mich beschäftigte. Aber mein Interesse war mächtig angezogen, und ich sann emsig über diese neuen Probleme nach. Da ließ mir die Gunst des Schicksals in der Bibliothek des Rektors einen vollständigen Schopen-

hauer in die Hände fallen, auf den ich mich mit Begier stürzte. Bald aber mußte ich entdecken, daß mir diese Schriften auf weite Strecken ungenießbar waren. Schon wollte ich erlahmen, als ich auf das vierte Buch des Hauptwerks stieß und meinen Eifer alsbald neu entfacht fand. Ich las mit tiefer Ergriffenheit wieder und wieder, und aus Ahnungen wurde beginnendes Verständnis.

Die ungestörte Muße zu meiner folgenschweren Entdeckungsfahrt hatte mir eine längere Ferienreise des Rektors gegeben. Da ich ohne Heimat war, so blieb ich als einziger Zögling auch während dieser Zeit in seinem Hause, unter der Obhut der Rektorin. Der freundlichen Dame genügte die Beschäftigung mit ihren zwei kleinen Kindern; mir erwies sie die Wohlthat, mich ungestört schmökern zu lassen. Da es Sommerzeit war, so tat ich das meist im Freien, zwischen Bach und Waldrand auf sanftem Rasenhang hingelagert. So genoß ich in vollen Zügen die doppelten Freuden, die hohe Weisheitslehren und eine idyllische Natur zu bieten vermögen. (Ich habe mich sogar im Verdacht, daß ich dabei auch einiges Gereimte verbrauchen habe.)

So geschah es, daß ein vierzehnjähriger Knabe zum Schopenhauerianer wurde. Freilich war dieser Knabe ein besonderer, von melancholischer Gemütsart, verwaist und darum gedrückt, zum Mißtrauen geneigt. Der Gedanke von der Verneinung des Willens zum Leben, so abseits von der meinem Alter gewöhnlichen Sinnesart er lag, mochte wohl schon in mir geschlummert haben. Für Schopenhauers künstlerische Darstellungsform hatte ich gleich damals lebhaft empfangen. Vielleicht hält dieser oder jener, der einem Knaben zwar für die Schlechtigkeit der Welt im allgemeinen schon ein gewisses Verständnis zutraut, es doch für unglaublich, daß mein jugendliches Alter die Schilderung der menschlichen Verderbtheit im besonderen gelten ließ. Darauf ist einmal zu erwidern, daß ich ja ein gläubiger, kein kritischer Leser war. Und dann gestehe ich allerdings,

daß ich damals, bei mangelnder Menschenkenntnis, manche krasse Bemerkung für stilisiert und übertrieben gehalten habe. Erst viel später habe ich mit Grausen erkannt, daß Schopenhauer eigentlich doch nur die Wirklichkeit abgeschrieben hat. Ich wünsche, daß recht vielen erspart bleibe, zum Umgang mit Menschen gezwungen zu sein, aus deren von Grund aus bösem Blick und Wesen das unzweifelhaft Richtige solcher Bemerkungen sich aufdrängt.

Wie die Ferien zu Ende gingen, war es auch mit meiner Ungestörtheit vorbei. Der Rektor kam hinter meinen Streich und nahm mich ins Gebet. Er war kein übler Mann und nicht ohne Gutmütigkeit. Immerhin ging ihm mein Philosophieren über den Spaß. Wenn es nur nicht gerade Schopenhauer gewesen wäre. Damals ahnte ich natürlich kaum zur Hälfte, wie groß seine Verlegenheit war. Sein junger Schutzbefohlener, der zum Überfluß in kurzem am Konfirmandenunterricht teilnehmen sollte, hatte sich in Schopenhauer verbissen! Ob und in welchem Maße er ihn verwarf, vermag ich nicht zu sagen. Auf Einzelheiten ging er nicht ein, begnügte sich vielmehr, mir die Beschäftigung mit Schopenhauer ein für allemal entschieden zu verbieten, und riet mir, mich an das in den Religionsstunden Gelehrte zu halten. Mit den geradezu klassischen Worten: „Du mußt eben ‚gläubig‘ sein und darfst mir den ‚nichtsnutzigen‘ Schopenhauer nicht mehr anrühren“ — schloß Rektor Hahn die Akten des Falls fürs erste.

Nun, das befolgt' ich nach dem Wort. Ich war gläubig; glaubte ich doch an Schopenhauer. Ich war noch ein Kind, und es bewahrheitete sich an mir das Wort: „Die Kindheit ist die Zeit, die Saat des Glaubens zu säen“ (Parerga II, Kap. 15: Über Religion). Wohl mir, daß mich mein Stern zur richtigen Quelle geleitet hatte. Wie verworren und zusammenhanglos meine Auffassung damals auch war und sein mußte, wie langsam ich auch in die Tiefe drang (um so langsamer, als ich einen sogenannten praktischen Beruf er-

greifen mußte, der zu häufigen und langen Unterbrechungen meines philosophischen Dilettantismus nötigte) — es war doch der Quell der Wahrheit. Und daß ich kein Gelehrter und Philosoph von Berufs wegen wurde, hatte doch auch manches für sich. Mir blieb eine gewisse Naivetät gewahrt. Ich gab mich ganz an Schopenhauer hin; während er mir sonst vielleicht ein Philosoph unter vielen geworden wäre, war er mir nun der Philosoph. Wenngleich ich ganz allmählich mich von ihm aus auch außerhalb seiner Lehre etwas umgesehen habe, so messe ich doch bis auf den heutigen Tag jeden dort gefundenen Gedanken an Schopenhauers umfassendem Geist und sehe mit stiller Freude, wie alle wahre Weisheit der anderen sich mit dem von ihm gesprochenen Lösungswort zwanglos zu wundersamer Einheit zusammenschließt.

Wie aber gestaltete sich das fernere Verhältnis zwischen uns dreien: Schopenhauer, dem Rektor und mir? Der treffliche Hahn erkannte mit Verwunderung und Betrübnis, daß ich ein recht unfolgsamer Strick geworden war; denn das Verbot, den „nichtsnutzigen“ Schopenhauer zu lesen, und den Befehl, „gläubig“ zu sein, mußte er mir noch manches Mal wiederholen. Endlich gab ich nach, und meine Einsegnung konnte in guter Ordnung vonstatten gehen. Schopenhauerianer aber war ich geblieben, zwar heimlich, aber darum nur heftiger. Ich verschloß mich, schwieg gegen jedermann und hütete meinen Glauben als ein Verbrechen.

* * *

II. Eine Inschrift.

Eine ganze Reihe Jahre später hatte ich einmal das Glück, gerade am 21. September allein und ohne besondere Geschäfte in Frankfurt zu sein, so daß ich ungestört den Spuren Schopenhauers nachgehen konnte. Noch sind mir die schon herbstlich frischen, aber mild durchsonnten Vormittagsstunden

lebendig, in denen ich mit gedämpfter Weihestimmung die teuren Stätten sah. Ich endete bei dem schönen Denkmal, das ein wenig abseits vom Alltagslärm der Straße aufgestellt ist, umschirmt von dem an jenem Tage noch kaum gelichteten Grün anmutiger Baum- und Gebüschgruppen. Es lockte mich, hier ein bescheidenes Lorbeerreislein zu pflücken und im Verein mit einem schon vorher besorgten Bilde des verehrten Philosophen in die Heimat mitzunehmen, wo ich diese Erinnerungszeichen treu behüten wollte. Zu Hause angelangt, schrieb ich unter mein Bild, ergriffen von der Gewalt dieser Züge, das Wort aus dem Faust: Erhabner Geist, du gabst mir alles.

Ich hatte damals einen Freund. Wenigstens glaube ich, daß ich so sagen darf trotz unserer grundverschiedenen Auffassung der wichtigsten Lebensfragen, die uns oft und heftig miteinander streiten ließ. Doch schienen die Gegensätze bei unserer damals noch nicht abgeschlossenen Entwicklung nicht unüberbrückbar. Jedenfalls war unser gegenseitiges Interesse stark genug, um uns immer wieder zusammenzuführen, und eben in diesem Auf und Ab von Streit und Verständigung bestand unsere Freundschaft. Ich schwur zu Schopenhauer, während mein Freund sich die Theorie zu dem, was er seiner Natur folgend praktisch erstrebte und durchführte, aus Nietzsche geholt hatte. Es war wohl viel Mißverständnis dabei, ein Fall, der bei den Jüngern Nietzsches nicht eben selten sein soll. Jetzt haben sich unsere Wege längst getrennt. Der andere wird wahrscheinlich noch einmal Minister (in den Reichstag wäre er neulich schon beinahe gekommen) — ich werde sicherlich niemals Minister werden.

Jener Freund nun trat eines Tages bei mir ein. Ich hatte, wie die eben gegebene Andeutung unseres Verhältnisses zeigt, das am Schluß unseres ersten Kapitels erwähnte Schweigen in philosophicis aufgegeben (übrigens schon nach sehr kurzer Zeit). So sprach ich auch von meinem Frankfurter Besuch und wies mein Bild mit der Inschrift vor.

Sie fand nicht den Beifall des Betrachters, der vielmehr der Meinung war, ich hätte schreiben sollen: du nahmst mir alles. In Wahrheit hatten wir beide Unrecht. Unser Nietzscheaner, wenn er glaubte, mein Philosoph sei schuld, daß ich begonnen hatte, den Standpunkt entschiedener Bejahung des Willens zum Leben zu verlassen, während das doch Gnade war und nicht Schuld oder Verdienst, weder Schopenhauers noch meines. Denn innerhalb der ganzen Erscheinungswelt kennen wir den Willen nur in dem einen als frei, daß er nach erlangter Selbsterkenntnis sich verneinen kann — oder daß er fortfährt, sich zu bejahen. Wäre es anders, wäre die Richtung des Willens lehr- und lernbar, so wäre die Erde schon längst von Heiligen bevölkert. Wird doch das Neue Testament von der Statistik als das verbreitetste aller Bücher nachgewiesen, wie es andererseits bekannt ist, daß auch Schopenhauers Schriften in ungemein zahlreichen Auflagen und Ausgaben ins Volk gedrungen sind. Das seltene Phänomen wahrer Heiligkeit aber ist unabhängig von jeder Lehre, und von den wenigen, durch die Jahrhunderte und die verschiedenen Teile der weiten Erde verstreuten Heiligen haben die meisten Schopenhauer nicht einmal nennen hören, manche auch vom Christentum keine Kunde gehabt. Insofern also hatte ich mit jener Inschrift Unrecht.

Warum aber hatte es mich trotzdem zu ihr gedrängt? Weil ich dank dem „nichtsnutzigen“ Schopenhauer dem eigenen Sehnen und Trachten nach dem seligen Frieden der Verneinung nicht mehr als einem unerklärlichen und beunruhigenden Rätsel gegenüberstand, sondern gelernt hatte, es als einen wesentlichen und wohlerklärten Bestandteil einzuordnen in das großartige Gefüge einer lückenlosen, von Widersprüchen gereinigten einheitlichen Weltansicht. Und so hatte ich doch auch wieder Recht, Schopenhauer zu danken, indem ich unter sein Bild die Worte setzte: Erhabener Geist, du gabst mir alles.

* * *

III. Die Freundin.

Wieder war geraume Zeit verflossen. Ich hatte jetzt eine Freundin. Zufällig war Wera, so hieß die Freundin, außerdem meine Frau (trotz Schopenhauer). Sie hatte in ihrem Wesen viel von dem, was man früher eine schöne Seele nannte: Sanftmut, Liebe zu allem Lebenden, Arglosigkeit. Dazu kam Freude am Schönen mit künstlerischen Neigungen und Anlagen. Mit ihren religiösen Vorstellungen war Wera in den Bahnen der ihr überlieferten christlichen Lehre geblieben. Doch hatte sie zur offiziellen Kirche nur ein kühles Verhältnis und war frei von allem theologisch-dogmatischen Wesen. Das Alttestamentliche mit richtigem Instinkt liegend lassend, bewegte sie sich etwa in dem Kreis der als Reden Jesu überlieferten Gedankengänge. Gern erfreute sie sich zudem an manch innigem geistlichen Lied alter deutscher Meister und an der *musica sacra* eines Johann Sebastian Bach. In diesem letzten Punkt konnte ich mich ihr rückhaltlos anschließen. Im übrigen aber lebte ich mein innerstes Leben für mich. Und indem ich dies niederschreibe, wird mir bewußt, daß ich nicht berechtigt war, Wera oben als meine Freundin einzuführen. Damals war sie es noch nicht; aber sie ist es bald darauf geworden. Um zu erfahren, was dazu geführt hat, ist es nötig, daß ich mich zunächst mit Herrn Vogt ein wenig beschäftige.

So hieß der Mann, von dem ich abhängig war. Er vor anderen ist es gewesen, an dem ich erkannt habe, wie streng Schopenhauer sich bei der Schilderung menschlicher Bosheit an die Wirklichkeit gehalten und wie scharf er gesehen hat. Im Großen wie im Kleinen wäre Vogt geschaffen gewesen, dem Philosophen als Modell zu dienen. Oder, richtiger gesagt: er ist sein Modell gewesen. Denn daß Schopenhauers Vogt im Biedermeierkostüm einherging, während der meinige das Kopfhaar kurz geschoren und den Schnurrbart amerikanisch gestutzt trug, ist dem Kern der Sache unwesentlich.

Mein Vorgesetzter nun war ganz dazu angetan, die vielen ihm Unterstellten unglücklich zu machen. Denn er war schlecht und beschränkt. Habgier ließ ihn rastlos streben, den ererbten Reichtum zu mehren, und eine zweite Haupttriebfeder seines Handelns war unbegrenzte Eitelkeit. (Daß er auch die Genüsse der Sinnlichkeit skrupellos mitnahm, gehört zu seinem Privatleben und ist darum hier von geringerem Interesse.) Vogts Beschränktheit zeigte sich besonders in Weltanschauungsfragen. Daß es kaum weniger Weltanschauungen gibt, als denkende Menschen, hätte er nicht gelten lassen. In seinen Augen hatte ein anständiger Mensch gemäßigt liberal zu sein. Das wäre nun eben kein übles Programm gewesen. Leider aber war dieser Liberalismus Vogtischer Observanz trotz der freiheitlichen Bezeichnung ein gar unduldsames Ding. Die Freiheit bestand lediglich darin, daß Vogt den Anspruch erhob, ungehemmt durch ethische Gesichtspunkte tun zu dürfen, was ihm behagte. Sie hinderte ihn aber nicht, zugleich Antisemit zu sein; denn unter den Leuten, deren Konkurrenz ihn empörte, waren auch einige Juden.

Großen Haß hegte unser Freund gegen das Christentum. Dessen verneinende Tendenz mochte er unwillkürlich als eine höchst ärgerliche Kritik des eigenen, ganz anders gearteten Dichtens und Trachtens empfinden. Bei der bloßen Nennung von Christi Namen habe ich ihn ausspucken sehen. (Trotz seiner mehreren Millionen und seiner zwei Automobile gehörte Herr Vogt leider eben doch zur Bevölkerung.) Seine Feindschaft gegen das Christentum wird ihn indessen nicht abhalten, im Interesse einer „schönen Leiche“ (= einer würdigen Bestattung; nach süddeutschem Ausdruck) für den Fall seines Ablebens die Mitwirkung der Königlichen Landeskirche vorzuschreiben, und diese glorreiche Institution wird die gewünschte Mitwirkung nicht versagen, auch nicht etwa am Grabe die Wahrheit sprechen, sondern das in sie gesetzte Vertrauen prompt rechtfertigen.

Meine genaue Vertrautheit mit Herrn Vogts anmutigen Besonderheiten kommt nicht etwa daher, daß ich in einem freundschaftlichen Verhältnis zu ihm gestanden hätte. Die Erklärung ist vielmehr darin zu sehen, daß der Edle es nicht nötig zu haben glaubte, sich vor seinen Leuten zu genieren; in seiner Eitelkeit gab er seine Meinungen ungeschont zum besten, wobei er es als selbstverständlich anzusehen schien, daß seine Zuhörer ebenfalls anständige Menschen, d. h. gleich ihm gemäßigt liberal seien. Unter diesen Umständen waren wir, die Leute, zum Teil sehr darauf angewiesen, zu markieren. So große Mühe aber z. B. ich mir damit gab, so sehr ich mich verkapselte, vermochte ich doch nicht zu verhindern, daß ich Herrn Vogt herzlich zuwider war, nicht allein mit jedem Wort, das ich sagte, sondern mit meiner ganzen Person, das Körperliche nicht ausgeschlossen.

Schopenhauer erzählt (Parerga II, Kap. 8: Zur Ethik) von einem „Gefängniswärter, der, als er entdeckte, daß sein Gefangener das mühsame Kunststück vollbracht hatte, eine Spinne zahm zu machen, und an ihr seine Freude hatte, sie sogleich zertrat“. Ein Analogon dazu habe ich in meinem Gefängnis bei Herrn Vogt erlebt. Er pflegte sein Hündchen ins Bureau mitzubringen. Dem hübschen Tier war ein Fensterplatz angewiesen, auf dem ich ihm während der vielfachen Konferenzen mit unserem Herrn bequem zusehen konnte. Dies tat ich zuweilen, um mich in der erfreulichen Betrachtung des Hundes von Herrn Vogts spähenden Blicken und besonders auch von seinem Lachen zu erholen. Eines Tages aber hatte mein kleiner Freund einen anderen Platz — hinter meinem Rücken. Ich kann nicht beweisen, daß Herr Vogt mein anmaßliches Verhältnis zu seinem Hunde ganz durchschaut und dessen Versetzung vorgenommen hatte, um mich zu bestrafen. Aber ich bin überzeugt, daß der Platzwechsel kein Zufall war; denn Vogt hatte bei sonstiger Beschränktheit den Scharfblick der Bosheit. — Die große

Ähnlichkeit dieses Vorgangs mit Schopenhauers Anekdote gibt mir Anlaß zu der Versicherung, daß alles von mir Erzählte buchstäblich wahr ist; einzig die Namen hab' ich geändert.

An der Ausführlichkeit, mit der ich Herrn Vogt behandelt habe, mag man ermessen, wie über Gebühr groß die Rolle war, die ich, unter dem Zwang der Verhältnisse, ihm in meinem Dasein einzuräumen nicht umhin konnte. So war er denn leider auch nicht selten der Gegenstand meiner Unterhaltungen mit Wera. Einst machte ich wieder einmal durch Klagen meinem beklemmten Herzen Luft, und Wera stimmte mit ein; dabei betonte sie mit besonderem Nachdruck, wie ungerecht es sei, daß ich (und sie mit mir) gerade unter einem so Unwürdigen zu leiden habe. Diese unter empirischem Gesichtspunkt wohlbegreifliche Bemerkung machte mich stutzen. Mein eigener Standpunkt, als ich jene Klagen anstimmte, war kein anderer gewesen, und von ihm aus wußte ich der bangen Frage, wo die Gerechtigkeit bleibe, keine Antwort. In dieser Lage und Stimmung erstarkte in mir ein Gedanke zum Entschluß, der mir auch früher bisweilen gekommen war, z. B. bei einer schon vor längerer Zeit gefallenen Äußerung Weras über das Leiden, die mir jetzt wieder in den Sinn kam und als charakteristisch hier nachgetragen werden soll.

Wir erzählten einander dies und das aus Kindheit und früher Jugendzeit, als Wera sich wie folgt vernehmen ließ: „Einst — ich mochte fünfzehn Jahre zählen — hatten wir unsere alte, treue Magd ins Krankenhaus geben müssen, und ich ging im Auftrag der Eltern hin, nach ihr zu sehen. Ich fand die alte Lisbeth wohlaufgehoben, von Schmerzen frei und schon auf dem Wege der Besserung. Sie lag ganz behaglich in ihrem reinlichen Bett, war dankbar, daß für sie gesorgt wurde, und kam sich bei aller Bescheidenheit in ihrer ungewohnten Lage fast wichtig vor. Ich verließ die Alte mit guten Wünschen und konnte über ihr Los beruhigt sein. Dennoch überkam mich auf dem Heimweg eine seltsame

Traurigkeit. Nicht der Gedanke an Lisbeth bewegte mich; es war vielmehr der allgemeine Eindruck des großen, wohlgeordneten Krankenhauses, der die lebhafteste Vorstellung von der Fülle des menschlichen Unglücks in mir wachrief. Ich glaubte zu fühlen, wie das Elend der ganzen Welt, und nicht allein das Krankheitselend, auf meinem Herzen lastete, und mußte weinen in unendlicher, hilfloser Traurigkeit.“ — Die Erinnerung an diese denkwürdige Erzählung besiegte mein letztes Schwanken, und ich beschloß, Wera in die Mysterien der Schopenhauerischen Lehre einzuweihen. Der Schwierigkeiten dieses Unternehmens, die mich bis dahin abgeschreckt hatten, blieb ich mir bewußt; diesmal aber überwog in meiner Schätzung das Reizvolle der Aufgabe, von deren Durchführung ich mir nicht mit Unrecht auch für die eigene Erkenntnis Förderung versprach. Zugleich leitete mich die Empfindung, der Freundin und mir selbst die geplante Einführung geradezu schuldig zu sein. So überwand ich mein Zagen.

Wo die Belehrung einzusetzen habe, konnte nicht zweifelhaft sein. Mit dem Schwersten mußte begonnen werden, mit jener grundlegenden Belehrung, die Schopenhauer in der Vorrede zur ersten Auflage des Hauptwerks einer Staroperation vergleicht: Wera mußte mit der Lehre von der Idealität des Raumes und der Zeit, mit dem Wesen des Kausalitätsgesetzes und den nötigsten anderen Fundamentalsätzen bekannt gemacht werden. Ich hätte ihr wohl einen besseren Lehrer wünschen mögen. Doch ich wußte und hatte keinen; auch hätte ich nur ungern diesen schönen Unterricht einem anderen abgetreten. Es mußte gehen und es ging, wenn auch unter manchem Straucheln. Als die neue Auffassung theoretisch im wesentlichen festgelegt war — ich knüpfte dabei nach Möglichkeit an gelegentliche eigene Äußerungen der Adeptin an —, ließ ich einen kleinen Anschauungskursus im Freien folgen. Ein Spaziergang an einem köstlichen Frühlingmorgen gab mir Gelegenheit dazu. Welch erquicklicher Anblick da draußen, wo alles dem Licht, dem Leben entgegen-

drängt! Auf besonntem Moospolster einer Steinbank sehen wir dem schaukelnden Falter zu, wie er, in trunkener Lust sorglos seinen kurzen Tag genießend, vom gedeckten Tisch des Blument Teppichs nascht. Hier wiegen sich die Vögel auf schwanken Zweigen, dort schwingen sie sich jubilierend in die blauen Lüfte; wieder andere tragen geschäftig Halme zum Nesterbau herbei. Ganz nahe sehen wir eine Katze auf einem Mauervorsprung sich sonnen — ein friedliches Bild. Etwas entfernt baut, so scheint es, ein Knabe harmlos aus Steinen ein Schloß. Dies alles ist „herrlich zu sehen — aber schrecklich zu sein“. Denn schon duckt die Katze sich zum Sprung auf den Vogel, den sie schon lange belauert. Aber ihr selbst wird's nicht besser: der spielende Knabe sucht unter seinen Steinen gerade einen wurfgerechten aus zur Jagd auf die Katze. Und wird nicht der Falter, den wir jetzt unbedroht sehen, noch vor dem Abend vielleicht schon zertreten, im Netz gefangen, einem Stärkeren zur Nahrung geworden sein? — Doch warum schrickt der zum Wurf ausholende Knabe zusammen, als er sich von unserer Bank aus beobachtet sieht? Er weiß doch gut, daß wir nicht Eigentümer des verfolgten Tieres sind. Aber ebenso gut weiß er um seine Bosheit. Denn in ihm als Menschen wirkt die Leuchte des Intellekts nicht bloß wie im Tier als die Fähigkeit zu anschaulicher Vorstellung, sondern hat sich daneben und darüber hinaus zur Vernunft potenziert. Darum ist allein der Mensch eines eigentlichen Schuldbewußtseins fähig, und zugleich findet in ihm der Lebenswille die Möglichkeit, sein Treiben als verkehrt, als selbstmörderisch zu erkennen (der Jäger und seine Beute sind ja eins) — und sich ein Halt zuzurufen.

Zu den Früchten, die wir von diesem Gang mit nach Hause brachten, gehörte u. a. die Antwort auf Weras Frage nach dem Bestehen der Gerechtigkeit.

Erst nach solchen und ähnlichen Vorstudien ließ ich Schopenhauer selbst zu Worte kommen. Nach Analogie meines

eigenen Studiums stellte ich dabei das vierte Buch des Hauptwerks in den Vordergrund, und von den Ergänzungen zu diesem vierten Buche vor allem anderen das 41. Kapitel (Über den Tod und sein Verhältnis zur Unzerstörbarkeit unsers Wesens an sich), das ich als besonders fruchtbar und mitten ins Herz der Probleme führend erprobt hatte. (Auch unabhängig von meinem zufälligen Lehrzweck kann dieses Kapitel nicht genug bewundert werden: die Fülle scharfsichtigster Einzelbeobachtungen, ihre geistreiche Kombination, der Glanz der Sprache, ihr fast religiöser Schwung, und das ganze große Kapitel zusammengehalten von einer kalten Besonnenheit, durch welche die Gefahr, auf mystisches Gebiet abzuirren, vermieden, den Gedankengängen vielmehr der volle Wert der Wissenschaftlichkeit gewahrt wird — in der Tat: der große Geist, der dieses 41. Kapitel geschaffen hat, hier zeigt er sich wie kaum irgendwo sonst auf der Höhe der Genialität.)

Unser Kursus, der mir Gewinn und Genuß geworden war, ging zu Ende; denn bald konnte ich Wera mehr und mehr eigenem Studium überlassen. Mit frohem Staunen hatte sie gesehen, daß sie von den ihr vertrauten religiösen Vorstellungen nur Weniges preiszugeben brauchte, während das Meiste und Wichtigste sich mit Modifikationen dem neuen System eingliedern ließ (etwa in der Art von M. Groeners Glaubensbekenntnis; Jahrbuch der Schopenhauer-Gesellschaft I, 32). Ich fand gut, Wera an dieser Stelle ihres Studiums wachsam zur Seite zu bleiben; denn es galt, für eine reinliche Scheidung zwischen Wissen und Glauben zu sorgen, Mißverständnissen und Unklarheiten vorzubeugen. Schopenhauer selbst bot hierfür die beste Handhabe: ich hatte nur nötig, häufig und nachdrücklich auf die Stellen hinzuweisen, an denen der Philosoph mit vollkommener Redlichkeit die aus der Natur unseres Intellekts notwendig sich ergebenden Grenzpunkte aufzeigt, über welche Anschauung und Begriff nicht hinauszudringen vermögen. — Dagegen bedurfte es keines

ferneren Eingreifens von meiner Seite bei Weras Beschäftigung mit der Ästhetik Schopenhauers, der sie sich nach ihrer besonderen Begabung mit bevorzugendem Interesse zugewandt hatte.

So gewann ich mir die Frau zur Freundin, dem „nichts-nutzigen“ Schopenhauer aber eine Proselytin.

* * *

IV. Neues Leben.

Eine neue Epoche von Schopenhauers Wirksamkeit hat begonnen. Wir haben seit einiger Zeit eine Schopenhauer-Gesellschaft. Indem ich dies schreibe, ist sie wohl über ihren aus dem ersten Jahrbuch ersichtlichen Bestand schon merklich hinausgewachsen. Prophezeien ist eine mißliche Sache. Immerhin möchte ich die Vermutung aussprechen, daß für unsere Gesellschaft auch in der Folge auf eine relativ nur mäßige numerische Ausdehnung zu rechnen sein dürfte. Schopenhauer ist ja nicht Mode. Während anderen Gesellschaften gar mancher nur deshalb beitrith, weil er es opportun findet, wird zu uns nur der kommen, dem unsere Sache ernstlich am Herzen liegt.

Es läßt sich gewiß nicht sagen, daß der Zug der Zeit der Pflege Schopenhauerischer Weltansicht zuträglich sei. Wie ideal und geistig gerichtet, wie günstig stiller Betrachtung war noch Schopenhauers eigene, so oft von ihm verspottete „Jetztzeit“. Heute stehen praktische Interessen in unverhältnismäßiger Schätzung. Das Bild, das unser Alltagsleben bietet, zeigt davon die deutlichen Spuren. Jeder will reich werden, und jeder wird nur so weit geachtet, als er reich ist. Wer reich ist, kann sich alles kaufen, auch Kunst und Wissenschaft, kurz Bildung. Diese geistigen Artikel sind sogar ziemlich gefragt, wengleich meist nur aus dekorativen Rücksichten. Denn leider geht auf dem Wege zum heißbegehrten Ziel materiellen Erfolges die Fähigkeit zu geistigen Genüssen in der Regel verloren. So kann es nicht

wundernehmen, daß gleich dem Arbeiten und Streben auch das Genießen immer materieller wird. Die einzige Vergeistigung des Genusses scheint oft darin zu bestehen, daß einer den anderen im Luxus zu überbieten sucht. Führt mein Herr Nachbar und Konkurrent rückständiger Weise noch immer im Automobil spazieren, so ärgere ich ihn, indem ich das Luftschiff besteige. Und so auf anderen Gebieten. Die Folge ist ein stets wachsendes Raffinement der Lebenshaltung und ein grotesker Dünkel der wirtschaftlich ans Ziel gekommenen. (Nebenbei bemerkt, bildet die passende Begleitung zu diesem ganzen Kulturprozeß ein unentrinnbarer, immer fürchterlicher werdender Lärm.)

In der großen Welt hat der wirtschaftliche Wettstreit der Völker eine vielleicht unvermeidliche Forcierung der Kriegsbereitschaft im Gefolge. Die Vertreter dieser Richtung lieben es, ihre Bestrebungen ethisch zu drapieren. Gestützt auf Nietzsche (den sie wie üblich mißverstehen) und Treitschke, pflegen sie Andersdenkende moralisch zu verdächtigen. Besonders ein Jünger Schopenhauers muß ihnen unzeitgemäß und ärgerlich, eine Schopenhauer-Gesellschaft gar ihnen bedrohlich erscheinen. Überflüssige Besorgnis. Denn zu allen Zeiten werden dort die vielen stehen, bei uns die wenigen.

Es liegt mir fern, mich über die angedeutete Entwicklung zu entrüsten. Sie ist so notwendig wie jede frühere und insofern berechtigt. Die Kennzeichnung unserer heutigen „Jetztzeit“ soll nur dem Zweck dienen, der Schopenhauer-Gesellschaft ihren Platz zu bestimmen. Ich möchte sie einer stillen Insel im tosenden Weltmeer vergleichen. Wer noch Freude am Getümmel hat, den wird sie nicht reizen. Nur der sucht sie auf, den innere Not dazu drängt. Hieraus folgt, daß die Mitglieder einander mit Vertrauen begegnen können.

Es hat etwas Beglückendes, sich nunmehr seine Kultgenossen nach der Liste des Jahrbuchs konkret vorstellen zu können: „Längst vermißte Brüder find' ich nun in seinen Jüngern wieder“. Bei mir trifft dies Wort noch in beson-

derem Maße zu; ich finde in der Reihe der Mitglieder mit Freuden einen seit nahezu einem Vierteljahrhundert aus dem Auge verlorenen ehemaligen Mitschüler verzeichnet, mit dem ich einst manchen philosophischen Disput in jugendlichem Eifer, aber in guter Freundschaft durchgefochten habe. (Er wollte oder sollte Priester werden, ist aber, wie sich mir jetzt zeigt, später zu einer anderen Fakultät übergegangen.) Vielleicht hat mancher andere ähnliche Entdeckungen gemacht. Wie schön der Gedanke, nun wieder anknüpfen zu können. Der Pessimist freilich wird aus Furcht vor Enttäuschung dreimal überlegen, ob er dem Gedanken die Tat folgen lassen soll. Ist aber nicht schon die bloße Möglichkeit erfreulich? — Wenn nun auch unsere Gesellschaft voraussichtlich keine Massenwirkung entfalten wird, was in gewissem Betracht ja etwas zu bedauern ist, so bietet sie doch vor anderen Organisationen Gewähr dafür, daß ihr erspart bleiben wird, wovon Schopenhauer in den Aphorismen zur Lebensweisheit schreibt: „daß aus jener plebs der Menschheit, welche . . . überall alles erfüllt und bedeckt . . . einige sich einschleichen.“

Erfreulich ist, daß sich auch nicht wenige Frauen der Gemeinde angeschlossen haben. Das Dasein des Weibes steht dem Leiden und damit der Erlösung mehr noch offen als das des Mannes, und darum sollen die Frauen unter uns nicht fehlen. Einseitigkeit in diesem Punkt würde vielleicht Schopenhauer selbst im Ernst nicht gewollt haben. Will er doch, in Übereinstimmung mit dem Veda, dem Neuen Testament und einigen Mystikern, selbst die unvernünftige Kreatur in die Erlösung einbezogen wissen (Welt als Wille und Vorstellung I, § 68). Und da sollte die ganze Hälfte des Menschengeschlechts ausgeschlossen bleiben?

Bemerkenswert und ganz im Sinne Schopenhauers liegend ist sodann die Internationalität in der Zusammensetzung unserer Mitgliederschar. In der Liste schon des ersten Jahrbuchs ist von den Ländern Europas die Mehrzahl, außerdem

aber ist der heilige Osten (Indien, Japan), ist Amerika vertreten. Nur Afrika und Australien fehlen noch, soviel ich sehe; doch ist wohl kein Zweifel, daß auch sie bald herzutreten werden. Wie schrieb doch Schopenhauer 1844? „Der Menschheit übergebe ich mein Werk“ (Vorrede zur zweiten Auflage des Hauptwerks). —

Die meisten aus unserem Kreise werden schon um die neue große Schopenhauer-Ausgabe wissen, die Paul Deussen herausgibt (München, R. Piper u. Co.). Diese mustergiltige und höchst dankenswerte Veranstaltung muß wenigstens kurz erwähnt werden, wo von dem neuen Leben im Schopenhauer-Lager gehandelt wird. —

Und indem ich mich nun am Schluß meiner im ganzen sehr subjektiven Betrachtungen vom Allgemeinen wieder dem Besonderen zuwende, nenne ich noch ein zwar älteres Buch, das mir persönlich jedoch bis vor kurzem neu war und mir neues Leben gebracht hat. Ich meine Paul Deussens „Elemente der Metaphysik“. Um dieses einen Buches willen könnte ich bedauern, daß ich verschmäht hatte (was sich bei meinem unzünftigen, autodidaktischen Verhältnis zur Philosophie leicht begreift), nach systematischer Kenntnis der philosophischen Literatur zu streben. Aber für das Gute ist es ja am Ende nie zu spät. Ich selbst und Wera, meine Schülerin, sind des Dankes voll, daß wir auf dies Buch aufmerksam geworden sind. Sein wesentlicher Zweck ist nichts Geringeres, als eine Darstellung der in Kants und Schopenhauers Philosophie enthaltenen Hauptlehren in kurzer und klarer Form zu geben. Die Bekanntschaft mit dieser Darstellung hat mein philosophisches Bestreben unendlich befruchtet. Sie hat mich einerseits beschämt, indem sie mir zeigte, wie Vieles von dem Erarbeiteten ich richtigzustellen hatte; aber ich fand doch auch Anlaß zu einiger Zufriedenheit, da ich sah, daß ich in allen Hauptpunkten auf richtigem Wege gewesen war. Auch als Metapädagogik also sind mir die eigentlich als Propädeutik gedachten „Elemente der

Metaphysik“ überaus nützlich geworden: sie haben mir ein wundervolles Gefühl der Sicherheit gegeben.

Den Hinweis auf sie aber fand ich in ihres Verfassers Vorrede zu der oben genannten großen Schopenhauer-Ausgabe. Daß dieser dort sein Buch erwähnt hat, was zum allermindesten sein gutes Recht war — ich persönlich finde diese Erwähnung verdienstlich und dankenswert —, ist ihm kleinlicher und törichter Weise von einem Herrn Kritikus verdacht worden. Es ist wohltuend, zu denken, daß aus dem Kreise unserer Jahrbuchleser ähnliche Mißdeutungen nicht zu erwarten sind.

Doch nun mögen andere über den „nichtsnutzigen“ Schopenhauer zu Worte kommen. Was ich über ihn gesagt habe, entsprang in erster Linie einem ganz persönlichen Dankbedürfnis. Vielleicht aber bietet die Darstellung meines, wie ich glauben möchte, nicht ganz alltäglichen Verhältnisses zu unserem Philosophen auch diesem oder jenem meiner Freunde in Schopenhauer einige Anregung.

